

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Nachtspruch.

Dast uns nur ins Blaue schweifen;
schleitet nur, wie weit wir's treiben.
Aber ein Band sollte bleiben:
Jeden, wie er strebt, begreifen.

Richard Dehmel.

Ebbe Wulfs Jung.

Von Hans Fr. Blunt.

Thies Möller, der Wattenarbeiter, packte langsam Draht und Art zusammen, hing die dicken, gelb geschälten Pfähle, die er von der Arbeit übrig behalten hatte, über die Schulter und sah noch einmal prüfend über die ausgebesserten Buhnen, die in dunklen Streifen weit über den graublauen Schiffliefen. Dann holte er bedächtig seine kurze Pseife aus der Rocktasche, stopfte sie, riß ein Streichholz an und sah einen Augenblick in die hell aufflackernde Flamme in seiner hohlen Hand. Als die Pseife brannte, wandte er sich und stapfte mit schwereren Schritten durchs Watt dem Deich zu, der fern wie eine dunkle Welle vor dem Land lag.

Vom Meer, das in grauen Strichen fern unter der Kinnung lauerte, wehten Frühlingböden, kern hoch, doch lenzstroh und flügge wie junge Möwen. Ein einsamer, versonnener Mann war der Arbeiter. Einsam wie sein Werk mitten in der braunen, unendlichen Weite. Ein paar Fischerfrauen, die mit ihren hohen Kiepen am Priel entlang wanderten und die Wasser, die täglich stiegen und fielen, waren seine einzigen Nachbarn geblieben.

Thies Möller schaute auf. Vom Priel war ein helles Lachen zu ihm herübergedrungen. Scheu blickte er sich um und sah Hans Wulf und hinter ihm Fröh Lassen, die mutterseelenallein nach Brunstkoog liefen.

Er drohte ihnen: „Wohin?“
„Na hus,“ lachte Hans Wulf und sprang wie ein Wiesel mit nackten Füßen durch Pfützen und Rinnen, daß der Größere Mühe hatte zu folgen.

„Paß op, Hans, de Tide (Flut) kommt!“ rief der Arbeiter warnend, aber der Junge war längst vorbei und wirbelte im Laufen mit beiden Armen durch die Luft, als spiele er mit dem Wind.

Ebbe Wulfs Jung! Thies Möllers Gedanken flogen zehn Jahre zurück, damals, als er als Bursch zu den Soldaten sollte. Zwanzig Jahre mag er gewesen sein, und Ebbe Wulf war achtzehn. Und Thies Möller und Ebbe Wulf waren ausgemacht im Dorf bei den Leuten und jeder dachte, daß es ein schwerer Abschied würde. Aber die Leute hatten zuviel gesprochen und zuviel genockt, und keiner von beiden wollte dem andern das erste ernste Wort geben und ihm zeigen, wie lieb er ihm sei.

Der Wattenarbeiter schritt schwer über den Schiffl. Aus Nillen und Lachen wuchs das Wasser heimlich unter ihm, als strömte es aus der Erde empor. Möwen segelten hoch, und ihr verunschener König schrie ungesühnt vor Reid und Qual. Ein warmer Regen trieb im West, der pfeifend in kurzen Böden vom Meer auffuhr.

Thies Möller dachte an die Jahre.
Ebbe Wulf war verheiratet, als er wiederkam, und hatte ihn angehehen wie einen Fremden, so lange war er fort gewesen und so müde kam er zurück. Da war sein Trost tiefer gegangen bis ins Herz und er war noch einmal hinausgezogen in die Welt. Und Ebbe Wulf war Witfrau, als er wiederkam, und ihr Junge spielte um ihre Knie. Aber der Trost war der alte geblieben bei beiden. Sie grüßten sich kaum und sahen sich feindselig an, wenn sie sich trafen.

Ein gelber Widerschein brach langsam vom Meer. Die Tropfen begannen zu blinken, wie splitternde Steine zu fallen. Eine riesige Lobe schlug dunkelrot auf im Westen und verbrämte Watt und Lachen mit brennenden Farben. Die Wolken schienen tief zu sinken, wurden bunt im Glanz der sterbenden Sonne und ließen röllische Nebel weißlich über die Fläche sinken.

Thies Möller sah sich um und wunderte sich, daß der Abend der gleiche war wie damals, als er aus seiner Heimat sollte. Und er vergaß die Zeit, die verronnen war, und lief mit seinen Gedanken noch einmal durch den dämmenden Abend über den Deich zu Ebbe

Wulfs Haus. Und in seinen Gedanken war er statt des anderen, der sie freite, war der Jung sein.

Thies Möller redte sich, drehte sich um und starrte mit weiten Augen auf das Watt. Die Sonne war gesunken, und fern vom Meer trocken braune, dunkle Wolken auf. Fröh Lassen lief unruhig den Priel entlang, dem Land zu. Einen Augenblick starrte der Arbeiter über die Welle. Dann brach ein gurgelnder Ton: „Der Jung!“ aus seinem Mund. In wenigen Schritten war er am Wasser.

„Wo ist Hans?“ schrie er den Jungen an.
Der blickte ängstlich auf. „Ja meit nich, he is alleen widerlopen.“ Thies Möller sah den anderen besinnungslos an, dann fuhr eine zitternde Angst in ihm auf. Mit einem Ruck wandte er sich, setzte in langen Sprüngen am Priel entlang über Rinnen und Lachen und rannte in das weite, braune Watt zurück, dahin, wohin er Hans Wulf zuletzt gesehen hatte. Das Wasser wuchs unter ihm und schob vom Priel aus weiße Schaumstreifen über den geriffelten Schiffl. Möwen flogen trähzend auf und suchten Schutz vor dem sinkenden Abend.

Thies Möller rannte, als gäbe es kein Leben. Ihm fiel jäh ein, daß der Sommpriel seit drei Tagen einen neuen Weg weiter ab von Brunstkoog wählte, der tief und reißend war, daß kaum einer sich darüber wagen durfte.

Vom Meer kam langsam ein dichter Dunst. Der Trost heran wie ein sahles Tier ohne Augen, das tausendfach wogende Arme ausstreckte und mit ihnen Flut und Land grau und endlos umschlang. Die Möwen flogen zum Land, und der Wind lag lautlos auf den Matten, als fürchte er sich.

Thies Möller irrt, tappt verzweifelt durch die wachsende Flut und sucht einen Weg durch den Nebel. Dann, als er am Priel mit leuchtendem Atem entlanggelaufen war, ohne jemanden zu finden, blieb er plötzlich stehen und schrie laut auf vor Qual und Angst um Ebbe Wulfs Jung, daß es gellend über die Matten schallte und den Abend jerrisch.

Fern, jenseits des Priels kam eine dünne Knabenstimme, ängstlich, als wagte sie nicht, den Nebel zu wecken. Da sprang Thies Möller in die aufsprühende Flut, wartete bis an die Brust durchs Wasser, bis langsam der Boden stieg und in weite, überschwemmte Mattenfelder verlief.

„Thies, Thies,“ der Junge hing sich zitternd an ihn. Seine Glieder bebten, willenlos ließ er sich auf den Arm nehmen.

Langsam suchte Thies Möller seinen Weg durch die Flut zurück. Zwei alte, halbgelbte Priele, die er quer durchschritt, gaben ihm die Richtung nach Brunstkoog. Dann verlor sich wieder alles in eine wachsenden, einfarbenen Wasserfläche, in der er sich mühsam durchzuarbeiten suchte. Aber der Nebel wurde dichter, braungelb, und das Wasser um sein Knie wurde unruhig, fing an, schaumige Wellen zu werfen, spritzte und pischete ringsum auf unter seinen Schritten. Thies Möllers Brust ging schwer. Er leuchte, als brenne der Nebel in seiner Brust. Mitunter stolperte er, raffte sich wieder auf und suchte im Grau weithin nach Begegnung und Händen, die ihm helfen könnten. Aber unbarmherzig quoll das Dämmern von allen Seiten auf ihn ein, und ihm war, als müßte er erstickend unter den dichten Leibern, die ihn rings umdrängten und sich schwer auf ihn und seine Brust legten.

Da wuchs das Wasser wieder unter seinen Schritten. Ihm war, als neigte sich der Boden langsam, als griffe die Flut gierig und schadenfroh nach seiner Kehle. Thies Möller blieb stehen und schrie den einen Namen um Hilfe, als müßte der ihn erlösen von einer Last. Der Junge auf seinem Arm griff nach seinen Backen, als wollte er die streicheln.

„Mudder, Mudder,“ sagte er leise und begann zu wimmern.
Thies Möller war, als dürste er nicht vergehen, als dürste Gott es nicht zulassen, um des Jungen, um des Weibes willen. Da hörte er, wie weit rechts hinaus der Schlepper, der vor Hellmori lag und beim Nebel keine Einfahrt fand, laut und warnend pfiß, und wühlte, daß vor ihm Brunstkoog liegen mußte, und daß er mitten im alten Priel war. Mit letzter Kraft beugte er sich vor, drängte gegen die Strömung, suchte halt an dem abgleitenden Sande unter seinen Füßen und redte den Leib aus dem Wasser, das gegen seine Brust stieg. Bis der Boden wieder näher wurde, und die Flut niedriger und aus dem Nebel ein zitterndes Feuer, das Votzenfeuer vom Brunstkoog, auftauchte.

Da riß Thies Möller noch einmal das Kind an sich. Ihm war, als müßte er jubeln, laut aufjubeln. Lachend schrie er in den Nebel hinein: „Komma, Jung, nu wüllt wi to Mudder.“

Filmaufnahme von Operationen.

Von Ernst Degner.

Bis vor kurzem war die Bewertung von Filmen für den chirurgischen Universitätsunterricht ein ungelöstes Problem. Seit Doyen mit seinen Operationsaufnahmen, die er vor über 15 Jahren zeigte, einen glatten Misserfolg hatte, weil sie nur den theatralischen, äußerlichen Teil einer Operation zeigten, war es nicht gelungen, die Kinematographie in den Dienst der Chirurgie zu stellen, und doch lag das Bedürfnis vor, chirurgische Technik auf andere als die bisher geübte Weise dem Studierenden klar zu machen. Darstellungen in Lehrbüchern sind langsam und selbst wenn sie durch gute Zeichnungen, Photographien oder Beschreibungen unterstützt sind, unklar und mißverständlich. Auch die praktische Vorführung einer Operation im Krankenhaushospiz kann den gewissenhaften Studenten nicht befriedigen. Die Erfahrung, daß bei einer Operation Blut fließt, daß eine Unzahl von Instrumenten benutzt wird und daß sie Entschlußfähigkeit und Fixigkeit erfordert, hat er schon nach den ersten Malen gemacht. Welches Maß von Kraftentfaltung bei den Manipulationen anzuwenden ist, kann er durch Anschauung auch nicht lernen. Die „weiche“ oder „harte“ Hand ist Sache des Gefühls und der Erfahrung; das hat ihm der Professor auseinandergesetzt. Wozu ihm der Hospizal verhehlen soll, ist die Vermittlung von Kenntnissen in der Operationstechnik. Aber, so sonderbar es auch klingen mag, es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß er im Operationsaal von der Operationstechnik etwas sieht. Denn abgesehen davon, daß die Manipulationen viel zu schnell ablaufen und die einzelnen Objekte so winzig sind, daß eine genaue Beobachtung unmöglich wird, ist um den Patienten in der Regel ein ganzer Stab von Personen beschäftigt, der dem Zuschauer nur zufallsweise eine Aussicht läßt. Aber selbst im günstigsten Fall bleibt ein großer Teil des komplizierten Hergangs der Operation dem Auge verborgen, weil die meisten Eingriffe von oben her an dem liegenden Patienten vorgenommen werden, so daß den Studenten alles vorenthalten wird, was in der Tiefe der Wunde vor sich geht.

Demnach schien der Film berufen, eine empfindliche Lücke im Universitätsunterricht auszufüllen. Indessen hat die übliche seitlich aufgestellte Aufnahmekamera einen ebenso ungünstigen Platz wie der zuschauende Student. Die entstehenden Bilder werden noch dazu häufig verschwommen und undeutlich, weil die für jede Filmaufnahme notwendige intensive Beleuchtung durch den Rücken des Operierenden abgebildet wird. Was aber über diese Mängel hinaus dem bisherigen Operationsfilm das Mißtrauen und die ablehnende Haltung der Fachlehrten eintrug, ist ein Uebelstand, der in der Tat äußerst bedenklich war. Die gewöhnliche Apparatur ermöglichte es nicht, die Filmaufnahme mit den Kunstregeln der Chirurgie zu vereinen. Weder die Aufnahmekamera noch die Scheinwerfer lassen eine aseptische Operation zu. Es war also ein Patient, dessen Operation im Film festgehalten werden sollte, im höchsten Grade gefährdet.

Der Direktor des Wilmersdorfer Städtischen Krankenhauses Dr. von Rothe stellte für den besonderen Zweck die Aufnahmetechnik auf ganz neue Grundlagen und löste damit das Problem — Jahrzehnte nach der Einführung des Films. Er gab der Aufnahmekamera den günstigsten Platz, der sich für Operationsfilme denken läßt, nämlich über dem Operationsfeld, wo sie an einem senkrecht verstellbaren Rohr aufgehängt ist. Die gesamte Apparatur ist elektrisch betrieben und läuft, vom Chirurgen selbst in Tätigkeit gesetzt, automatisch. Durch eine sinnreiche Vorrichtung trifft das aus Nebenzimmern dringende Scheinwerferlicht von oben her auf das Operationsgebiet. Infolge der geschickten Anordnung gestattet die Rothesche Apparatur, die in allen Teilen sterilisierbar ist, einwandfreie, von der Operationstätigkeit nicht ablenkende Aufnahmen und liefert zum erstenmal wissenschaftlich wertvolle Filme, die den chirurgischen Unterricht nicht nur zu ergänzen, sondern zu vertiefen vermögen.

Wer einen der zahlreichen von Rothe hergestellten Filme hat abrollen sehen, ist überrascht, mit welcher Klarheit sich hier der spezielle Eingriff bis in die feinsten Einzelheiten darstellt. Die Filme haben denn auch bei seinen engeren Fachkollegen sehr rasch Anerkennung gefunden. Prof. Bier war der erste, der in der chirurgischen Klinik in der Ziegelstraße einen Aufnahmeapparat erhielt. Seit einigen Tagen verfügt die Breslauer Universitätsklinik ebenfalls über diese aussichtsreiche Einrichtung. Auch von dem bekannten Institut Rubio in Madrid wurde sie im Anschluß an eine spanische Vortragsreise in Auftrag gegeben, die Rothe auf eine Einladung der Madrider Universität Ende des vergangenen Jahres unternahm. Bedeutende spanische Gelehrte erbieten sich, ein besonders erfreuliches Ergebnis seiner Vorträge, durch Vermittlung seines Filmverfahrens mit den deutschen Kollegen am gemeinsamen Werk zu arbeiten. Sie beweisen damit, daß echte Wissenschaft über politische Grenzen und politische Beschränktheit erhaben ist.

Die Kinematographie nach dem Rotheschen Verfahren hat jetzt auch ein eigenes Heim erhalten. Im Januar wurde in der Charité das Institut für medizinische Kinematographie eröffnet, das Dr. von Rothe unterstellt ist. Es wird nicht nur an dem Ausbau des chirurgischen Unterrichts mitarbeiten, indem es die Universitäten mit Operationsfilmen versorgt, sondern es verfügt auch über die modernsten Einrichtungen kinematographischer Technik, die in den Dienst speziell-medizinischer Forschung gestellt sind. Nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitet, berechtigt es zu hoch-

gespannten Erwartungen und verdient daher von den maßgebenden Stellen in jeder Hinsicht gefördert zu werden. Vor allem sollte es als zeitparendes Bildungsinstitut bei der nun schon seit Jahren geplanten Reform des medizinischen Studiums in Rechnung gestellt werden.

Erdbebengebiete.

Von Johann Charlet.

Die Ereignisse, die jüngst von der Westküste Amerikas und dem Stillen oder Pazifischen Ozean gemeldet wurden, erinnern uns wieder einmal daran, daß die Kräfte, die an der Umgestaltung des Antlitzes unserer Mutter Erde arbeiten, noch immer am Werke sind. Wir denken hier nicht an jene Kräfte, die von außen einwirken und zu denen Hitze, Kälte, Wasser, Eis, Wind gehören. Ihre Tätigkeit vollzieht sich so langsam, daß die Folgen sich nur in längeren Zeiträumen überblicken lassen. Die gemeldeten Ereignisse weisen uns vielmehr auf die inneren Kräfte hin, die als Vulkanismus und Erdbeben in die Erscheinung treten. Die Folgen dieser Kräfte sind sofort zu spüren und für uns Menschen oftmals recht unheilvoll.

An allen Stellen auf der Erde, wo sich große Gebiete gesenkt haben, also ausgedehnte Erdhöhlen in die Tiefe gesunken sind, finden wir die Randzonen dieser Bruchgebiete mit Vulkanen besetzt, die noch tätig oder schon erloschen sind. In diesen Gebieten sind auch die Erdbeben besonders häufig. In Deutschland ist die ober-rheinische Grabenverfaltung ein solches Gebiet. Als Horste blieben im Osten der Schwarzwald, im Westen die Vogesen stehen, während das zwischen ihnen liegende Land in die Tiefe sank und zum Rheintal wurde. Die erloschenen Vulkane der Eifel deuten auf eine äußerst rege vulkanische Tätigkeit hin in einer erdgeschichtlich nicht allzu fern zurückliegenden Zeit. Hin und wieder kommen hier auch Erdbeben vor, so in der Pfalz, im Schwarzwald und in der Gegend von Aachen.

Das amerikanische Küstengebiet des Stillen Ozeans ist ein solches Absinkungsgebiet von riesigen Ausmaßen. Beinahe vom Nordpol bis zum Südpol reicht die Zerreißung der Erdoberfläche. Der westliche Teil dieser gewaltigen Landschaft sank tief in das Meer hinab, während der östliche Teil als die gewaltige Gebirgskette der Anden die Westküste des gesamten amerikanischen Festlandes bildet. Obwohl diese Veränderung in der Tertiärzeit geschah, also schon einige Jahrmillionen zurückliegt, wirken die Erschütterungen jetzt noch nach. Die Landhöhen sind noch nicht zur Ruhe gekommen, in senkrechter und wogender Richtung verschieben sie sich fortwährend. Auf der gesamten Erde traten in der Tertiärzeit gewaltige Veränderungen ein; mächtige Gebirge, wie die Alpen, entstanden in jener Zeit, und die Vulkanaktivität war äußerst rege. Wir erleben gewissermaßen die Nachwehen jenes erdschütternden Zeitabschnittes, dem das Antlitz unserer Mutter Erde hauptsächlich seine heutige Gestalt verdankt.

Die nördliche Grenze der amerikanisch-pazifischen Grabenverfaltung bildet die Inselgruppe der Aleuten, die die Reste einer ursprünglichen Landverbindung zwischen Amerika und Asien darstellt. Sie trägt einen durchaus vulkanischen Charakter. Auch der Meeresboden wird in dieser Gegend von Vulkanausbrüchen und Seebeben (d. h. Erdbeben des Meeresgrundes) heimgesucht. Mitunter steigen tätige Vulkane urplötzlich aus dem Meere auf, wie die beiden Bogoslof-Vulkane, von denen sich der eine am 7. Mai 1796 vor den Augen entsetzter Seefahrer über den Meeresspiegel erhob, während der andere am 27. September 1883 zuerst gesehen wurde. Weiter südlich zeigt die Westküste Nordamerikas allerdings nur erloschene Vulkane. Die letzten Reste der vulkanischen Tätigkeit in dieser Gegend sind die Geiser des Yellowstoneparks. Daß sich in diesem Gebiet auch Erdbeben ereignen, zeigte u. a. das gewaltige Beben vom 18. April 1906, bei dem San Francisco zerstört wurde.

Als Fortsetzung schließt sich die Vulkanzone Mittelamerikas an, deren Vulkane gegenwärtig in voller Tätigkeit sind. Zu großer Höhe steigen sie auf, so der Cosima bis 4300, der Acatenango bis 4150, der Toluca bis 4600, und der Popocatepetl bis 5450 Meter. Hier liegt auch der Jorullo, der 1759 vor den Augen der erschrockenen Bevölkerung inmitten einer furchtbaren Ebene aufstieg, nachdem der Erdboden sich vorher schon wild bewegt hatte.

Die pazifische Küste Südamerikas weist die höchsten Vulkane der Erde auf, wie den Cotopaxi in Quito mit 5943 und den Sajama in Peru mit 6415 Metern. Auch in Südamerika finden sich zwischen den einzelnen Gruppen tätiger Vulkane Gegenden, in denen die vulkanische Tätigkeit erloschen ist. Hier treten häufig Erdbeben auf. In einem solchen Gebiet liegt auch Valparaiso, das bei dem heftigen Beben von Mittelchile am 16. August 1906 stark gelitten hat. Die in der Nähe des Nordpols beginnende amerikanisch-pazifische Bruchspalte setzt sich fort von der Südspitze Südamerikas, hier von der Magelhaensstraße unterbrochen, bis zur Antarktis, dem Erdteil des Südpols. Hier liegen, begraben unter einer mächtigen Eisschicht, die beiden Vulkane Erebus und Terror, der erstere bis 4000 Meter hoch.

Wir sehen, daß die Gegend, aus der uns jüngst wieder Erschütterungen der Erde gemeldet wurden, ein an solchen Erschütterungen äußerst reiches Gebiet ist. Wir dürfen hier im Laufe der Zeiten noch manche Ueberaschung erwarten von den umgestaltenden Kräften der Erde, die Inseln im Ozean versinken lassen, wie jetzt die Osterinsel, die aber an anderer Stelle wieder Neuland aufsteigen lassen aus dem Schoß des Meeres.

Kunstgeschichte.

Von John Schitowski.

Eine gewaltige Umwälzung vollzieht sich gegenwärtig im Kunstschaffen aller Kulturvölker, eine Umwälzung, wie die Welt sie seit länger als einem halben Jahrtausend nicht mehr erlebt hat. Der Schaffensgeist ist ein anderer geworden, neue Ziele tauchen auf und die Entwicklung schlägt Bahnen ein, die von den bisher verfolgten weit abweichen. Kein Wunder, daß die neuen Tendenzen, die das Kunstschaffen bestimmen, auf dem Kunsturteil neue Gesichtspunkte eröffnen und daß man das, was frühere Zeiten auf dem Gebiet der bildenden Künste geleistet haben, heute anders wertet, als es bisher geschah.

Die kunstgeschichtliche Epoche, die mit der italienischen Renaissance begann, im sogenannten Impressionismus unserer Tage ihren Höhepunkt und Abschluß erreicht hatte und jetzt zu Grabe getragen wird, sah das Ziel alles künstlerischen Schaffens in der Nachahmung der äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit und sie lebte in dem Irrtum, daß das künstlerische Schaffen aller Völker und aller Zeiten dieses Ziel verfolgt habe. Die Kunsthistoriker der jetzt ablaufenden Epoche, die man kurz als die naturalistische bezeichnen kann, gingen von dem Standpunkt aus: Die Kunst strebt nach möglichst vollkommener Wiedergabe des äußeren Naturbildes, und wenn sie zu irgendeiner Zeit dieses Ziel nicht erreicht hat, so lag das nur daran, daß die Künstler nicht über die notwendigen technischen Mittel und Fähigkeiten verfügten.

Der inzwischen verstorbene Wiener Kunstgelehrte Alois Riegl war der erste, der diesen Standpunkt aufgab und in die kunstgeschichtliche Untersuchungsmethode den Begriff des „Kunstwollens“ einführte. Er sagte: nicht mangelndes Können, sondern ein auf andere Ziele gerichtetes Wollen ist die Ursache, daß die bildende Kunst lange Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die äußere Natur nicht nachgeahmt hat. Die alten Ägypter z. B. konnten die Natur sehr getreu nachahmen, wie zahlreiche Porträtstatuetten beweisen. Ihr Kunstwollen aber war nicht darauf eingestellt, und wo es sich um eigentliche hohe Kunst bei ihnen handelte, da sind ihre Schöpfungen nichts weniger als naturalistisch, sondern, wie man heute sagen würde, „expressionistisch“. Das zeigen ihre für die Ewigkeit geschaffenen Pharaonenmonumente. Und ebenso verhält es sich mit der Kunst des gesamten europäischen Mittelalters von den frühchristlichen Zeiten bis zur Gotik.

Mehr als zwanzig Jahre sind vergangen, seit Riegl der Kunstbetrachtung diesen neuen Standpunkt anwies, aber bis heute haben die Männer der zünftigen Wissenschaft von dieser bahnbrechenden Erkenntnis fast keinen Gebrauch gemacht. Unsere bekannten großen kunstgeschichtlichen Werke behandeln die Entwicklung nach wie vor unter einseitig naturalistischem Gesichtswinkel. Die Einzelforschung hat eine Fülle von neuem, zum Teil sehr wichtigen Material zusammengebracht, aber sobald es sich um Sichtung und Würdigung des Materials handelt, kommt man zu den schiefen Resultaten. Dann erscheint z. B. die grandiose, in ihrer Art vollendete altorientalische Kunst lediglich als eine unzulängliche Vorstufe der griechischen, die tatsächlich ganz andere Ziele verfolgte als jene und daher gar nicht mit ihr zu vergleichen ist. Malerei und Plastik des Mittelalters werden ihrem innersten Wesen nach mißverstanden, weil man sie mit den Maßstäben des Naturalismus mißt, dem sie absolut wesenfremd sind. Als Gipfelpunkte der altorientalischen und der mittelalterlichen Kunst preist man einige Werke, die zufällig naturalistische Züge tragen, aber für das Kunstwollen ihrer Zeit keineswegs kennzeichnend sind.

Auch die große „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker“ von Karl Woermann*, deren zweite Auflage jetzt mit dem Erscheinen des sechsten Bandes vollständig vorliegt, krankt an diesem Grundübel der falschen Einstellung. Man bewundert die Riesenleistung deutschen Gelehrtenfleißes, aber man darf sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Werk heute eigentlich nur als Materialsammlung und Quellennachweis brauchbar ist. Wer zur Kunst in lebendige Fühlung kommen will, wer in den schaffenden Geist fremder Völker und ferner Zeiten eindringen will, der findet hier keine Erleuchtung und keine Führung. Er wird, wenn er die sechs Bände durchgearbeitet hat, eine Fülle positiver Einzelkenntnisse gesammelt haben, aber auf die Frage, auf die alles ankommt, wird er eine Antwort vergebens suchen: welches Wollen spricht aus dem Kunstschaffen der einzelnen Epochen und aus welchen materiellen Grundlagen wirtschaftlicher und sozialer Art ist dieses Wollen jeweils erwachsen?

In dem neuen Bande, der die Kunst der Neuzeit von 1750 bis zur Gegenwart behandelt, treten diese Mängel weniger hervor, weil die jüngste Vergangenheit eine naturalistische Betrachtungsart sehr wohl verträgt und weil der Verfasser offensichtlich bemüht ist, auch der jetzt im Werden begriffenen Kunst nach Möglichkeit gerecht zu werden. Nach Möglichkeit — denn daß der heute 79jährige Gelehrte noch ein lebendiges Einfühlen in den Expressionismus zustande bringt, wird niemand erwarten. Aber er bleibt objektiv, er sucht, da er einen eigenen Standpunkt zu dem Neuen nicht recht finden kann, aus den theoretischen Erörterungen literarischer Wortführer des Expressionismus einen Standpunkt zu gewinnen und für den Leser zu formulieren. Daß er dabei nicht immer aus einwandfreien Quellen schöpft und daher zu manchem schiefen Urteil gelangt und auch mancher tatsächliche Irrtum ihm unterläuft, wird man dem alten Herrn nicht allzu scharf ankreiden. Es geht aber wirklich

nicht an, fast in einem Atemzuge mit Kandinsky und Chagall einen Wassilj Segall oder gar Herr Jesim Golschewitz zu nennen, und der mehrmals erwähnte Maler „von Malzahn“ existiert überhaupt nicht, sondern beruht wohl auf einer Verwechslung mit dem braven Johannes Malzahn, der nichts weniger als ein Junker, sondern, wenn ich nicht irre, der Sohn einer sehr schlichten Bauernfamilie ist. Im großen und ganzen aber sind die positiven Daten des Bandes reichhaltig und zuverlässig und er ist daher als Nachschlagewerk durchaus zu empfehlen.

Die große, wirklich moderne Kunstgeschichte aber, die die Resultate nicht nur der neuesten historischen Forschung, sondern auch der ästhetischen Kritik und Theorie sich zu eigen gemacht hat, fehlt uns noch. Ob ein einzelner in der Lage sein wird, sie zu schreiben, erscheint fraglich. Denn es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um das gesamte Material sich so zu eigen zu machen, wie es der große Voermann in der unermüdbaren Arbeit seines langen Lebens vermocht hat. Aber es wäre schon ein großer Gewinn, wenn ein dazu Berufener sich entschloße, den deutschen Kunstfreunden ein knappes Kompendium zu schaffen, das die richtigen Gesichtspunkte aufzeigt und klärende Ueberblicke gibt.

Bei den Nordseefischern.

Von J. Kliche.

Frei ist der Fisch und frei ist der Fang. Das alte Wort der Küstenbewohner, es gilt heute noch ebenso wie zu Zeiten Störbeckers. Alles, was in Schlick und Schlamm patzt und kraucht, was im Sonnenspiel der Meeresoberfläche oder in graufiger Tiefe sich tummelt, ob Muschel, Krebs oder Molch, ob Hering, Seehund oder Walfsisch: jedem steht ein Jagdrecht gegenüber diesen Meeresbewohnern zu. Frogt sich nur, ob er über Mittel und Möglichkeiten verfügt, es auszuüben.

Am leichtesten wird dem Krabbenfänger, der zur Ebbezeit seinen Schlicksitten übers Watt zieht, die Fangkörbe besetzt und sich nun durch die nächste Flut die kleinen, grünlich-grauen, langschwänzigen Krebse, auch Garnelen genannt, in diese hineinreiben läßt. Mit aufgetriebener Hose im Sommer, in hohen Wasserstiefeln im Winter patzt dieser im aufgeladenen Uferschlamm umher, holt nach jedem Klutwasser seine Beute, todt diese bei lebendigem Leibe in Salzwasser und verkauft sie dann pfund- oder literweise für menschliche Destinationszwecke, als Vogelfutter, oder, falls die Masse schon in Verwesung übergegangen ist, auch als Düngemittel. Sein Fanggerät ist primitiv, und mancher huldigt dieser zumeist recht lohnenden Beschäftigung im Nebenamt. Wenn er von der Uferscholle, vom Bau oder aus der Fabrik kommt.

Mit ganz anderen Mitteln als der im quieszenten Uferschlamm watende Krabbenfänger arbeitet der Küstenfischer. Mit großen Booten fährt er hinaus auf die See, wirft seine Reize aus und birgt nach mehrstündiger Arbeit seinen fett oder mager ausgefallenen Fang. Freilich, zurzeit befindet sich auch der Küstenfischer in einer Notlage. Während des Krieges war das anders. Da ruhte der Hochseefischang, die Küstenfischer waren ohne Konkurrenz und empfanden ihr Gewerbe als lohnend. Der Fisch war dazu ziemlich gutmütig, er gondelte arglos im Küstenwasser, heute hat er sich erfahrungsgemäß wieder in die tieferen Gewässer zurückgezogen, wo es schon seetüchtiger Schiffe bedarf, um ihn zu fangen. Zumal jetzt im Winter. Zweifelloso befindet sich die mit geringem Kapital arbeitende Küstenfischerei in einer Depression. Das hat auch die Reichsregierung anerkannt und daher den Fischern staatliche Unterstützung zugesichert.

Das Kennen machen die Hochseefischereigesellschaften. Allerdings mit wechselndem Erfolg. Angeblich je nachdem die Ausfuhr der Fänge regierungsseitig erlaubt oder verboten ist. In dieser Frage ist man sich völlig im Unklaren. Als seinerzeit die Grenzen geöffnet wurden, gingen regelmäßig deutsche Fischladungen nach der Schweiz und nach Holland, was zur Folge hatte, daß bei uns die Preise stiegen und der Fisch in den Markthallen und noch mehr auf den Tischen der deutschen Verbraucher zu einem seltenen Gast wurde. Also verriegelte man vor gut Jahresfrist erneut die Türen. Doch hier und dort verstand man das Verbot zu umgehen. In den ersten zwei Wochen des Bestehens der Sperre hatten nicht weniger als 27 deutsche Fischdampfer ihre Ladung in Amuiden gelöscht. Trotz Verbots waren für rund acht Millionen Mark Fische ins Ausland gebracht worden. Valutafischer. Um die Ausrede war man nicht verlegen. Man hätte sich in Seenot befunden und den nächsterreichbaren Hafen aufsuchen müssen. Dabei hatte die Regierung die Fischereigesellschaften noch vorzugsweise mit Kohle versorgt.

Eine mißliche Sache. Kurzum: am ersten Märztag des vorliegenden Jahres öffnete man wieder die Grenzen, um das freie Spiel der Kräfte sich ausleben zu lassen, ein halbes Jahr später aber schloß man sie „aus Rücksicht auf die augenblickliche Ernährungslage“ zum drittenmal. Um sie in diesen Tagen auf den dringenden Rat der Fischereigesellschaften hin voraussichtlich wieder zu öffnen!

Da finde sich einer noch zurecht. Zu allem Ueberflus meldete kürzlich der römische Korrespondent eines großen Berliner Blattes, daß sich in Italien eine Gesellschaft für den Großbetrieb des Fischfanges in der Nordsee gebildet habe und daß Deutschland hierzu 25 moderne Fischdampfer auf Reparationsrechnung liefern.

Man sieht: die deutsche Nordsee bleibt immer ein Problem, sowohl für die internationalen Marinestrategen wie für die Fischereispekulanten.

* *) Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

Arabische Kultur in der Südsee? Daß die Südsee mit ihren gewaltigen Wasser- und Landkomplexen noch viel Stoff zu wissenschaftlichen Funden und Studien geben kann, ist wohl klar. Nun sucht Dr. Ludwig Cohn in Bremen in den „Deutschen Geographischen Mätern“ dort Spuren einer großen Tätigkeit der Araber nachzuweisen. Er hat dazu ein sehr reichhaltiges Material gesammelt, das sich in erster Linie an sprachliche Erscheinungen anlehnt. Oft haben wir es hier mit gut erhaltenen Sprachresten aus dem Arabischen zu tun, oft aber liegen Umwandlungen nach dem Charakter der jeweiligen Eingeborensprachen vor. Dr. Cohn geht besonders auf die Palau-Inseln und Yap ein, knüpft an Südsee-Märchen an und behauptet, manche wie die vom bösen Zauberer Chaisi könnten nur importiert sein. Das Geld der Palau-Inseln ist nach ihm zweifellos von Arabern und nicht von Malagen eingeführt, ebenso wohl die Fadenperle, die Erzeugnisse höherer Töpferei u. a. In manchen Götternamen sieht er Prädikate und Auszeichnungen Allahs. Noch viele Inselgruppen zieht er heran und knüpft an das Ererbte ethnologische und anthropologische Betrachtungen. Nach jener Vermutung haben die Araber schon im frühen Mittelalter in Mikronesien in großem Umkreise Kolonien angelegt, hauptsächlich zu Handelszwecken. Von der unfruchtbaren Küste Neu-Guineas sind sie vielleicht durch den Goldreichtum der Flüsse angelockt worden. Die dem Islam entsprechende Lehre vom Welterschöpfer und viele Kulturgaben, wie die Weberei, rühren von ihm her. Daß durch sie semitisches Blut auf die dortigen Völker übertragen worden ist, läßt sich an häufig vorkommendem semitischem Typus nachweisen. Die arabische Niederlassung stellt er als Tatsache hin und überläßt den Sprachforschern die weiteren Erhebungen. Daß sich gegen seine Ansichten viel einwenden läßt, ist wohl sicher. So geht denn auch Professor v. Luschan in der „Zeitschrift für Ethnologie“ scharf dagegen vor und erklärt es für ganz unmöglich, diese Arbeit ernst zu nehmen. Das ist nun aber doch wohl entschieden zu weit gegangen. Cohns Schrift verdient unbedingt Beachtung, und wir glauben, daß sich hier noch viel erforschen und bestätigen läßt, wenn er auch wohl das Wirken der Araber in der Südsee etwas sehr überschätzt haben mag.

Zerlegung der Atome. Seitdem die Physik sich die Atome nach dem Vorbild des Sonnensystems aus einem schweren Kern und darum kreisenden leichten Elektronen gebaut denkt, ist von vielen Forschern gleichzeitig der Versuch unternommen worden, die Atome in ihre Bestandteile zu zerlegen und die Elemente ineinander umzuwandeln. Vor weniger Jahren ist es dem englischen Physiker Rutherford gelungen, den ersten erfolgreichen Schritt auf diesem Wege zu tun. Er bombardierte die Atome des Stoffs mit den schnellen α -Teilchen, die das Radium enthält, und diese schlugen hin und wieder aus den Kernen der Stoffatome Wasserstoffatome heraus. Damit war der Beweis geliefert, daß auch die Kerne der Atome nicht einfach und unteilbar sind, sondern daß wenigstens die Kerne der schwereren Atome aus einfacheren Bestandteilen zusammengesetzt sind. Dieser Versuch legte eine Erklärung nahe für eine astronomische Erscheinung, die schon seit längerer Zeit bekannt war. Die spektroskopische Untersuchung der Sterne hat ergeben, daß gerade auf den heißesten Sternen die schweren Elemente fehlen, und diese Beobachtung führte zu der Vermutung, daß bei der hohen Temperatur dieser Sterne die Atome so heftig gegeneinander prallen, daß die aus vielen einzelnen Bestandteilen zusammengesetzten Kerne der schweren Atome dort nicht bestehen können.

Naturwissenschaft

Ueber das Bellen der Hunde bemerkt der Tierpsycholog Romanes: „Diese Gewohnheit, vielleicht eine Folge der Züchtung seitens des Menschen, ist den meisten Hunderrassen angeboren und so allgemein, daß es als ein wahrer Naturtrieb angesehen werden kann. Alcoa (ein spanischer Naturforscher des 18. Jahrhunderts) merkte, daß auf der Insel Juan Fernandez die Hunde niemals den Versuch zu bellen machten, bis sie es von einigen neu aus Europa eingeführten Hunden lernten. Ihre ersten Versuche sollen aus sehr wunderlichen, gewissermaßen unnatürlichen Tönen bestanden haben. Nach Linnes Angabe sollen die eingeborenen südamerikanischen Hunde überhaupt Fremde nicht anbellern, und Hancock schreibt, daß die Nachkommen der nach Guinea aus Europa eingeführten Hunde in der 4. oder 5. Generation zu bellen aufhören und nur noch wie die eingeborenen Hunde jenes Landes heulen. Auch die Hunde von Labrador sollen nicht bellen. Aus alledem ergibt sich, daß die Gewohnheit des Bellens, die den Haushunden so allgemein zukommt und hier wirklich instinktiv zu sein scheint, sich nach der geographischen Lage ändert.“ Soweit Romanes. Es sei aber hinzugefügt, daß doch auch wilde Hundarten bellen oder kläffen, denn den Ton von Haushunden bringen sie allerdings nicht zustande. So bellen die alten Füchse in der Begattungszeit und die jungen, wenn sie Hunger haben. Dem Wolf ist die Gabe des Bellens verjagt, aber er versteht, wenn er sehr hungrig ist und besonders bei starker Kälte nachts entsetzlich zu heulen.

Neues von der Mistel. Die zur Weihnachtszeit auch bei uns beliebt gewordene Mistel ist ein botanisch interessantes Gewächs. Sie schmarotzt bekanntlich auf Nadelhölzern und Laubbölzern, auf Kiefern, Tannen, Eichen, Pappeln, Ahorn, Linden, Akazien,

Kastanien usw. Es scheint ihr also eigentlich ziemlich gleichgültig zu sein, auf was für einen Baum das Samentorn gerät. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Es haben sich nämlich im Laufe der vielen Jahrtausende eine Menge von Rassen der Mistelpflanze herausgebildet, die der Botaniker nach ihren äußeren Kennzeichen nicht auseinanderzuhalten vermag, die sich aber nach ihren Wirtspflanzen streng unterscheiden. Brächte man ein Samentorn von einer Mistel, die auf einer Eiche gewachsen war, auf die Rinde eines Kiefernastes (in der Natur besorgen bekanntlich die Vögel mit ihrem Schnabel diese Uebertragung), so würde das Korn unter keinen Umständen Wurzel schlagen. Ja die Spezialisierung ist sogar soweit vorgeschritten, daß die Tannennistel, die auf unserer Weißtanne gewachsen ist, sich zwar auf die nahe verwandte Nordmannstanne überträgt, aber schon nicht mehr auf Fichte oder Kiefer. Bei den Laubhalmisteln findet ähnliches statt. Die Lindennistel zeigt nur auf dem Haselnußstrauch kräftiges Weiterwachstum, nicht dagegen auf der Kastanie, der Pappel und dem Ahorn. Die Misteln von Apfelbäumen pflanzen sich zwar auf Birnbäumen auch noch fort, aber sie werden nicht mehr so kräftig wie auf einem Apfelbaum. Ebenso will eine Birnennistel am liebsten einen anderen Birnbaum zur Fortpflanzung. Merkwürdig ist auch die Langlebigkeit und Fähigkeit dieses Schmarozers. Hat man die Pflanze von dem Wirtse heruntergeschnitten, so kommen manchmal nach mehrjährigem Verborzensein noch neue Sprosse zum Vorschein.

Technik

Die Grenzen des Höhenfluges. Bisher hat man mit Flugzeugen schon Höhen bis zu 10 000 Metern erreicht. Nach Ansicht der Flugtechniker sollte es möglich sein, Höhen bis zu 30 000 Metern zu erreichen, wenn es gelingt, dem Flieger in dieser Höhe den nötigen Sauerstoff zuzuführen. Nicht der Insasse allein braucht in diesen Höhen künstlichen Sauerstoff, sondern auch der Motor. Bei jedem Hub beansprucht natürlich der Motor zur Verbrennung ein bestimmtes Quantum Sauerstoff, und da die dünne Luft in den oberen Schichten naturgemäß weniger Sauerstoff bietet, leidet darunter die Verbrennung und die Leistung des Motors, seine Geschwindigkeit und seine Steigkraft. Das Problem besteht demgemäß darin, Sauerstoff in komprimiertem Zustande mit nach oben zu nehmen, von dem man in jedem Augenblick der Verbrennungshöhe des Motors in genügender Dosis abgeben kann. Ebenso muß für den Flieger gesorgt werden. Man hat daran gedacht, den Flieger zu diesem Zwecke in einen luftdichten Taucheranzug zu stecken, aber dessen Gewicht dürfte das Flugzeug zu stark belasten. Vielleicht empfiehlt sich der Einbau einer luftdichten Kabine mit Glaswänden. Bei dem heutigen Stande der Technik dürfte die Lösung solcher Aufgaben nur eine Frage der Zeit sein, wenn ein Bedürfnis vorliegt. Für Verkehrs- und Beförderungszwecke ist die Erreichung solcher Höhen allerdings wertlos. Es wäre aber, abgesehen von dem sportlichen Interesse, gewiß wissenschaftlich von Wert, wenn man anstrebte, die größtmögliche Höhe mit dem Luftfahrzeug zu erobern.

In der kapitalistischen Gesellschaft wird freie Zeit für eine Klasse produziert durch Verwandlung aller Lebenszeit der Massen in Arbeitszeit. Karl Marx.

Das europäische Konzert.



Wenn der Militarismus noch lange die erste Geige Europas spielt, werden bald die Saiten reihen.